

Lieber Rudolf Hermstein,
sehr geehrte Frau Bürgermeisterin Strobl,
sehr geehrter Herr Dr. Küppers,
liebe Mitglieder der Jury,
sehr geehrte Damen und Herren, und liebe Freunde,

Was ich hier in der Hand halte [Allan Gurganus, „Die älteste noch lebende Rebellenwitwe erzählt“], bezeichnet man in der Verlagsbranche respektlos als „Ziegelstein“. Man kann Bücher aufblähen – große Buchstaben, wenig Text auf der Seite – und sie so künstlich zu „Ziegelsteinen“ machen. Das ist hier nicht passiert – ganz im Gegenteil: in diesem Buch steht ungewöhnlich viel auf jeder Seite, die Schrift ist klein, sonst hätte dieses Tausend-Seiten-Buch glatt zwei veritable Ziegelsteine ergeben.

Das Buch hat den Titel *Die älteste noch lebende Rebellenwitwe erzählt*. Geschrieben ist es von dem amerikanischen Schriftsteller Allan Gurganus. Ich habe mir im Internet Rezensionen angesehen. Die deutschen Kritiker rühmten das Buch, den Autor. Einer schrieb: „So gut erzählt, wie schon lange kein Buch mehr. Ein deutscher Leser schrieb: „Es erzählt eine herausragende Lebensgeschichte in einer einfachen schönen Sprache.“

Die „einfache schöne Sprache“ ist – das kann man in den Rezensionen nicht lesen - Rudolf Hermstein zu verdanken, es ist die Sprache, in die er die Sprache des Originals umgegossen hat. Es ist die Sprache, die deutschsprachige Leserinnen und Leser bezaubert und durch den Wälzer trägt.

Das Besondere ist – hoher Reiz für die Leser, große Schwierigkeit für den Übersetzer -, dass dieser ganze ausufernde amerikanische Südstaaten-Roman in gesprochener Sprache geschrieben ist. Die Rebellenwitwe, am Ende ihres Lebens angekommen, aber immer noch munter, ein Urviech, erzählt einem Besucher ihre Geschichte und die ihres Mannes, eines Bürgerkriegsveteranen.

Die kunstvoll gebändigte Umgangssprache, die Rudolf Hermstein gewählt und durchgehalten hat, farbig, auch drastisch, schnodderig, reich an Nuancen, niemals zu dick aufgetragen, niemals nervend, immer so, dass man sie als gesprochene Sprache empfindet, die Erzählerin hört, ist das, was dem Buch, der Geschichte ihren starken, unwiderstehlichen Sog verleiht.

Verweilen wir noch einen Moment bei dieser Übersetzung, die Rudolf Hermstein als sein „maximum opus“ bezeichnet. „Ich habe“, schrieb er mir auf meine Frage, „zwanzig Monate dafür gebraucht und die auf drei Kalenderjahre verteilt. In der verbleibenden Zeit habe ich gut bezahlte andere Sachen gemacht – die Honorare haben gerade mal für zehn Monate gereicht, ich hab das Buch also mit einem Jahr unbezahlter Arbeit subventioniert.“

Halten wir uns das einen Moment vor Augen: der Übersetzer, der das Buch mag, es sorgfältig und gut übersetzen will, beginnt mit der Arbeit, stellt fest, dass er mit dem Honorar nicht zurechtkommt, und erledigt zwischendurch, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, andere, einträglichere Arbeiten - Brotarbeiten. Ein bestürzender Vorgang.

Trotzdem, auch unter solchermaßen erschwerten Bedingungen, entsteht eine erstaunliche, herausragende Übersetzung, der man anmerkt, der die Jury angemerkt hat, dass sie mit Sachverstand wie auch mit großer Geduld und mit Liebe gemacht ist.

Angesichts des Umfangs musste ich an den Langstreckenläufer denken, der seinen Lauf – einen Lauf über große Distanzen - plant, die Zeit, die er brauchen wird, kalkuliert, sein Vorankommen kontrolliert, seinen Stil wenn nötig korrigiert und sich während seines Laufs unablässig um dieses geheimnisvolle Gleichmaß bemüht, das ihn, auch über unerwartete aufhaltsame Widrigkeiten hinweg, mit einer bestimmten Geschmeidigkeit und Eleganz zum Ziel trägt.

In Alan Sillitoes Erzählung *Von der Einsamkeit des Langstreckenläufers* spricht der Held – nebenbei ein Strafgefangener, ein Inhaftierter - davon, wie ihm bei einem frühmorgendlichen Langstreckenlauf der Gedanke kommt, „dass ein jeder solcher Lauf ein Leben für sich ist ... ein Leben voller Elend und Glück und voller Ereignisse.“ Denn das ist das andere - das Glück.

Übersetzer sind in der Regel nicht einsam, sie tauschen sich schneller, bereitwilliger und offener über ihre Arbeit aus, als Schriftsteller das tun, die zu Eifersucht neigen und einander Erfolge neiden. Aber in Einsamkeit muss der Übersetzer am Ende doch die unzähligen Entscheidungen fällen, die beim Übersetzen ständig getroffen werden müssen. Immer gibt es mehrere Möglichkeiten, ein Wort zu übersetzen, ein übersetzerisches Problem zu lösen, einen Satz zu gestalten – lauter Möglichkeiten, unter denen gewählt werden muss. Aber, wenn es dem Übersetzer denn wirklich ernst ist, sucht er angesichts der verunsichernden Zahl der Variationen nach jener *einen* Lösung, von der er weiß, dass es sie gibt. Er hat sie vielleicht sogar schon im Ohr, obwohl sie sich nicht gleich einstellen will. Vielleicht kommt sie in einem unbedachten Moment zum Vorschein, bei einer Zigarette, beim Gang zum Bad, auf dem Weg zum Briefkasten.

Aber, wenn sie dann gefunden ist, erweist sie sich vielleicht, wenn der Übersetzer Glück hat, als die ideale Lösung, als das, was Eichendorff das „Zauberwort“ nannte, das Zauberwort, das etwas zum Singen und Klingen bringt – ein ernster erstaunlicher Vorgang, der nichts mit dem Eichendorffs Zeilen banalisierenden, von Pfadfindern gesungenen Kanon zu tun hat.

Novalis hat, wie uns die mit deutscher Literatur vertraute dänische Schriftstellerin Inger Christensen in ihren Essays über Sprache und das Entstehen von Sprache ins Gedächtnis gerufen hat – Novalis hat in diesem Zusammenhang von dem manchmal erreichten „Geheimniszustand“ gesprochen. Und darum geht es ja beim Übersetzen wie beim Schreiben literarischer Texte: es soll Sprache entstehen, die das, was wir sagen oder im Deutschen wiedergeben wollen, sicher und überzeugend transportiert, wenn möglich mit einer gewissen Geschmeidigkeit, Schönheit und Eleganz.

Einfacher ausgedrückt: Wie umgänglich der Übersetzer auch ist, wie viele hilfreiche Geister auch bereitstehen, an die er sich um Rat wenden kann - seine wesentlichen Schritte sind notgedrungen einsame Entscheidungen, die, wenn sie glücken, Sprache erzeugen, ein literarisches, ein dichterisches Werk, eine angemessene Übersetzung, ein sprachliches Kunstwerk.

Jeder Langstreckenlauf, jede Übersetzung ein Leben für sich. Jede Übersetzung verschlingt ein Stück Lebenszeit, ist ein Leben voller Elend und Glück und voller Ereignisse - eine Formulierung, die uns an Ortega y Gasset und seine Schrift vom *Elend und Glanz des Übersetzens* erinnert.

Rudolf Hermstein, der professionelle Übersetzer schlechthin, sieht das alles, glaube ich, viel nüchterner als ich. Auf meine Frage, wie er damit fertig werde, wenn ihn ein Buch, ein Autor nerve, antwortete er lakonisch: „Autoren nerven mich immer. Auch wenn mir das Buch eigentlich sehr gut gefällt. Ein gutes Gefühl stellt sich immer erst ein, wenn die Übersetzung mehr oder weniger fertig ist.“

Mit viel Einfühlungsvermögen hat Hermstein einen anderen Brocken übersetzt: *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten* von Robert M. Pirsig, annähernd fünfhundert eng bedruckte Seiten, ein Bestseller, der in den siebziger Jahren, in der Zeit der großen Aufbrüche kam und eine halbe Million Male verkauft wurde. Ein Kultbuch, wie man heute sagt. Nein, ihm sei das Buch nicht über geworden, „ich bin in der Arbeit aufgegangen und hab in der Zeit, wie später bei Gurganus, viel intensiver gelebt – im Kopf.“

Ich kenne Übersetzer, die während der Arbeit ihren Autor verfluchen, kein gutes Haar an ihm lassen, aber, wenn die Arbeit getan ist, ihn verteidigen wie die Löwin ihre Jungen.

Nüchterne Professionalität schließt Poesie nicht aus. Rudolf Hermstein übersetzte vor zwanzig Jahren eine unvollendete Erzählung von William Faulkner. Der von Faulkner 1926 niedergeschriebene, also ganz frühe Text endet mit einem poetischen Bild, das den Herausgeber des Bändchens an die frühe Lyrik des amerikanischen Dichters William Faulkner erinnerte. In Rudolf Hermsteins Sprache, die hier, könnte ich sagen, den Novalisschen „Geheimniszustand“ erreicht, liest sich die Passage so:

„Doch nach dem Abendessen trat man in eine andere Welt hinaus. Eine Welt lilafarbenen Friedens, in der Varners Laden und die Schmiede wie versunkene Wracks in den stillen vergessenen Höhlungen der See anmuteten. Kein Laut, keine Bewegung; keine Flut, an ihren schlafenden Gebeinen zu rühren. Und doch war es noch nicht vollends Nacht. Der Westen war grün und hoch und ohne Tiefe, wie eine Glasscheibe, durch die etwas, was kein Licht war, diffus hindurch sickerte, von nirgendwoher kommend, wie der Klang einer Orgel. – Suratts Wagen stand vor dem Haus.“ Faulkner-Leser fühlen sich an *Schall und Wahn* erinnert, oder, stärker noch, an *Licht im August*.

Rudolf Hermstein arbeitet seit 1971 als freiberuflicher Übersetzer. In der Liste der von ihm übersetzten Bücher stoßen wir auf viele große Namen der angelsächsischen Literatur, darunter auch auf Autoren, die wie Salman Rushdie oder Amitav Gosh im Zuge der großen Wanderbewegungen des Zwanzigsten Jahrhunderts nach Amerika gekommen sind und seither auf Englisch schreiben. Einer von ihnen ist Aleksander Hemon, der 1964 in Sarajewo geboren wurde, seit 1992 in Chicago lebt und acht Jahre später sein erstes in englischer Sprache geschriebenes Buch veröffentlichte. Was an den aus Osteuropa stammenden Autoren auffällt, was sie gemeinsam haben, ist die Besessenheit und die scheinbare Leichtigkeit, mit der sie sich die neue Sprache aneignen, sie zu ihrer Sprache machen, und ihr Bemühen, sie schreibend brillant zu nutzen – ein immer wieder überraschender Prozess, den wir bei

Vladimir Nabokov beobachten konnten, viel später dann bei der jüdisch-polnischen, aus Krakau emigrierten, nunmehr amerikanischen Schriftstellerin Eva Hofman, die in ihrem autobiographischen Buch mit dem beziehungsreichen Titel *Lost in Translation* über ihre Erfahrung des Exils, über ihr Ringen um Zugehörigkeit und um die neue Sprache schrieb. Oft sind die von Autoren in ihrer zweiten Sprache geschriebenen Bücher trotz oder gerade wegen ihrer sprachlichen Eigenart, dieser besonderen Art der Sprachkunst besonders schwer zu übersetzen.

Das Ringen um die perfekte Beherrschung der zweiten Sprache spüren wir auch bei Aleksander Hemon. In dem kürzlich auf Deutsch erschienenen, von Rudolf Hermstein übersetzten Roman *Lazarus*, in dem zwei Freunde der osteuropäischen Herkunft eines vor langen Jahren in Chicago ermordeten Einwanderers nachspüren, versucht der Autor, die verlorene Heimat und das neue Zuhause für sich zusammenzubringen. In der Übersetzung von Rudolf Hermstein liest sich diese Spurensuche wie ein literarischer Kriminalroman. Deshalb erwähne ich, dass Hermstein auch einen echten Krimi von Agatha Christie übersetzt hat.

John Updike, der ein großer Romancier und ein bedeutender Essayist und Literaturkritiker war, beschreibt, wie er einmal, beim Lesen eines Spionage-Romans, plötzlich in eine frühere Identität eintauchte: „die des vierzehnjährigen Jungen, der auf einem roten Korbsofa in Pennsylvania lag, Erdnuss-Rosinen-Sandwiches aß (eine Delikatesse bei uns) und einen Krimi nach dem andern verschlang ...“

Damit, meine Damen und Herren, sind wir beim Glück des Lesens, beim Glück der Lesenden angekommen – der Lesenden, die in unserem Land mehr ins Deutsche übersetzte als auf Deutsch geschriebene Bücher verschlingen, ohne etwas von der Arbeit der Übersetzer zu ahnen.

Gelegenheiten indessen wie die heutige Verleihung des Übersetzerpreises der Landeshauptstadt München an Rudolf Hermstein lenken Scheinwerferlicht auf die Übersetzer und ihre Kunst.

Die Stadt München ist zu rühmen, nicht nur für die Auslobung dieses Preises, sondern auch dafür, dass sie einer hochqualifizierten Jury die Wahl des Preisträgers anvertraut hat. Die Jury schliesslich ist für ihre wohlbedachte Wahl des Preisträgers zu rühmen.

So bleibt mir nur noch, Ihnen fürs Zuhören zu danken, und Rudolf Hermstein zu diesem schönen Preis zu gratulieren.